

TAGESPOSTING



## „Blitzbekehrung“ zu Weihnachten

VON RICHARD KOCHER

Selten war ich in der vergangenen Zeit so traurig wie am 15. April, als in der Karwoche die Kathedrale Notre-Dame in Paris, ein Symbol unseres Glaubens, durch einen Brand stark beschädigt worden ist. Sie birgt einen Schatz von unvorstellbarem ideellen Wert: die Dornenkrone unseres Herrn. In der Theologie hat man dies immer so gedeutet, dass Christus sie für alle Sünden des Geistes, besonders des Stolzes und eines verkehrten Denkens getragen hat. Von Letzterem war auch Paul Claudel infiziert, der in Notre-Dame an Weihnachten 1886 im Alter von 18 Jahren eine „Blitzbekehrung“ erlebte, die ihn vollständig verändert hat. Er war damals der Überzeugung, dass alles Geschehen natürlichen Gesetzen unterworfen sei und die Wissenschaft übermorgen alles vollständig erforschen würde. Nach eigenem Bekunden führte er ein unmoralisches Leben und verfiel allmählich in einen Zustand der Verzweiflung; den Glauben hatte er ganz verloren. Am Weihnachtstag 1886 begab er sich nach Notre Dame auf der Suche nach einem geeigneten Reizmittel, „um den Stoff für ein paar dekadente Übungen zu finden“. Es geschah jenes Ereignis, das sein ganzes künftige Leben bestimmen würde. Viele Jahre später blickte er darauf zurück und beschreibt es so: „In einem Nu wurde mein Herz ergriffen, ich glaubte. Ich glaubte mit einer mächtigen inneren Zustimmung, mein ganzes Sein wurde geradezu gewaltsam emporgerrissen, ich glaubte mit einer so starken Überzeugung, mit solch unbeschreiblicher Gewissheit, dass keinerlei Platz auch nur für den leisesten Zweifel offen blieb.“ Das Erstaunliche an seiner Bekehrung war, dass diese sozusagen nur halb stattgefunden hatte. Seine bisherigen philosophischen Überzeugungen blieben unangestastet. Nach wie vor hatte er eine große Abneigung gegen die Kirche und den Klerus. Es folgten vier Jahre intensiven geistlichen Ringens, seine bisherige Lebens Einstellung und das Gotteserlebnis zusammenzubringen. Vieles musste er neu und anders sehen: „Junge Menschen, die so leichtfertig ihren Glauben wegwerfen, wissen nicht, was es kostet, ihn wiederzuerlangen, mit welchen Qualen sie dafür bezahlen müssen. Der Gedanke an die Hölle und auch der Gedanke an all das Schöne und die Freuden, die zu opfern meiner Meinung nach die Rückkehr zur Wahrheit mir auferlegte, waren es vor allem, die mich zurückhielten.“ Gerade auf die jungen Menschen strömt heute so vieles ein und die Gefahr, sich zu verlieren, indem man gedankenlos das annimmt, was sich einem bietet, ist riesengroß. Jeder einzelne Schritt, den wir uns von Christus entfernen, werden wir wieder zurückzugehen haben, wenn wir bei ihm sein und ein sinnhaftes Leben führen wollen. Das erste Wort des Herrn bei seinem ersten öffentlichen Auftreten im Markus-Evangelium heißt „Kehrt um!“ (Mk 1,15). Vom Wortsinne her ist damit ein Umdenken, ein neues Denken von Christus her gemeint. Wir sollen die Welt gleichsam mit seinen Augen sehen. Hier gibt es keine Ermäßigung, keine Ausflüchte. Christus und nicht der Zeitgeist muss der Maßstab sein. Radio Horeb mit seinem Motto „Leben mit Gott“ will dazu helfen, dass dies gelingt.



Der Autor ist Pfarrer von Balderschwang und Programmdirektor von „Radio Horeb“.

Foto: Archiv

Ich hatte vergessen, wie gut eine Tomate schmecken kann. Süß und fleischig, einfach mit etwas Salz bestreut und danach den übrigen Saft auf dem Teller mit der Zunge ablecken, so wie früher als Kind. Stilles Glück. Nach 28 Kilometern war ich fast weinend in der Herberge angekommen. Jetzt endlich aus den nassen Schuhen raus, etwas essen und vor allem: Nur noch den Weg bis in mein Bett heute schaffen müssen. Ein großartiger Gedanke.

Es ist Tag vier auf meinem Weg durch die Berge von Leon. Seit vielen Jahren begleitet mich der Gedanke, den Jakobsweg zu gehen. Genauso viele Jahre fanden sich immer genug Gründe, es nicht zu tun. Die Kinder, die Arbeit, keine Zeit. Dann die spontane Erkenntnis, dass ich mit dieser Methode ziemlich alt werde, ohne jemals dort gewesen zu sein. Dass mich dieser Weg schon lange ruft, dass er geduldig wartet. Ich muss mich auf den Weg machen. Unbedingte. Ich finde in meinem Kalender nur das Zeitfenster vor Weihnachten und gebe mir selbst zwei Wochen frei für die letzten 300 Kilometer bis nach Santiago de Compostela.

Der innere Schweinehund hat dennoch viele Stimmen. Du hast doch sowas noch nie gemacht. Und dann als Frau alleine, ausgerechnet im Winter? Es ist doch Advent, du solltest jetzt Plätzchen backen für die Kinder, Lichterketten aufhängen und Geschenke besorgen. Soll es nicht diese besinnliche Zeit sein, in der wir alle auf die Ankunft des Herrn warten? Keine Ausreden mehr. Ich werde ihm dieses Jahr dann eben entgegengehen. Aufbrechen statt abwarten. Wird er auch ein Stück mit mir gehen? Ich weiß nicht, ob wenigstens Gott Zeit hat, wenn meine schon so knapp ist. Auch als ich bereits im Flieger nach Spanien sitze, fühlt es sich immer noch surreal an. Aus der Hektik eines langen Jahres erwartet mich – ja, was eigentlich? Hoffnung. Ich sehne sie herbei. Hoffnung auf Ruhe, Zeit, das Loslassen von Verpflichtungen, auf den Raum, um unferne Gedanken zu Ende zu bekommen.

„Hola Pelegrina!“ Der Franziskaner-Pater in seiner braunen Kutte ist der erste in Leon, der mich anspricht. Im Winter sind nur eine Handvoll Pilger da. In meinem Zimmer zwei junge Italienerinnen aus Rimini und Aleksandra aus Russland, sie hat schon 500 Kilometer hinter sich, allein 44 davon gestern. Ich bin beeindruckt. Von ihrem riesigen Rücken-Tattoo und der Strecke. „Buen Camino“, der Pater entlässt mich morgens mit dem Jakobs-Gruß. Und ich solle nicht vergessen, dass man diesen Weg nicht mit den Füßen geht. „You have to go it by heart.“

Nach meinem ersten Tag werde ich zwölf Stunden durchschlafen. 25 Kilometer liegen hinter mich, die letzten 15 gegen den Wind auf weitem Feld. Jeder Schritt ein Kampf. Rammte meine Wanderstöcke in den Boden, weil es sich anfühlt, als wolle mich der Sturm sonst wieder rückwärts schieben, abhalten, frustrieren. Ja, es klappert! Alle haben mich schon überholt. Alle! Ich bin so furchtbar langsam. Der Gedanke drängt sich auf, dass mir ein Widersacher die Tour gleich schon am ersten Tag so richtig versauen will. Kämpfe ich gegen den Wind, oder gegen mich selbst?

Es ist die erste Lektion von vielen, dass ich auf diesem Weg nicht selbst bestimme, wie schnell ich vorankomme. Dass meine Füße und das Wetter viel mächtiger sind. Wie soll ich denn mein Leben in den Griff bekommen, wenn ich nicht einmal meine eigenen Füße unter Kontrolle habe? „Dein Wille geschehe“, die Zeile aus dem Vaterunser bricht sich im Gehen immer wieder Bahn durch mein Gedankenchaos. Sein Wille geschehe. Tut es das nicht sowieso, egal was wir beten, egal was wir wollen? Nach vier Stunden Gegenwind macht mich diese Zeile richtig wütend. Ist die Frage nicht vielmehr, ob wir bereit sind, diesen Willen hinzunehmen, statt dagegen zu rebellieren? Wenn das Schicksal uns sowieso ereilt, wäre es nicht klüger, es anzunehmen? Die zweite Lektion bekomme ich kostenlos dazu: Mein Naturell taugt nicht zur Unterwerfung. Zuletzt las ich in Hartmut Rosas „Unverfügbarkeit“ über die philosophische Betrachtung, dass sich manche Dinge nicht erzwingen lassen. Schlimmer noch, je mehr wir es versuchen, desto mehr entrichten sie uns. Begegnung mit Gott ist die ultimative

# Der Teufel fährt Taxi

Jesus und dem Selbst entgegen: Eine winterliche Wanderung auf dem Jakobsweg VON BIRGIT KELLE



Auch dies gehört zur geistlichen Ausrüstung auf dem Pilger-Weg nach Santiago: gute Stöcke und ein solides Schuhwerk. Foto: B. Kelle

Unverfügbarkeit. Ich fühle Ohnmacht. Und dennoch gehe ich weiter, jeden Tag rund 25 Kilometer. Am zweiten Abend strande ich alleine in einem Kuhdorf. Der alte Mann wirft nur für mich den Gasofen an, um den Essraum warm zu bekommen, die Schlafräume haben gar keine Heizung, dafür sind die Duschen im Garten. Im Sommer ist das sicher zauberhaft. Jetzt stehe ich aber in der zwei-Kubikmeter-Zelle im Freien, draußen überträgt der Lautsprecher die Abendmesse aus der kleinen Kapelle in einer Lautstärke in den Ort, die jeden Muezzin vor Neid erblassen ließe. Ich wollte das ganze „Back to the Roots“-Paket, ich bekomme es. Liege in meinem Hochleistungsschlafsaak und friere die halbe Nacht, dafür gibt es morgens kein Frühstück. Wer hatte nochmal diese Idee?

Die Monotonie des stillen Gehens hat etwas Befreiendes. Jeden Tag schmerzen meine Füße. Jeden einzelnen Tag bis zuletzt. Es beginnt zuverlässig ab Kilometer zehn und bleibt für den Rest des Tages. Das Gute am Schmerz ist, dass ich manchmal über nichts anderes mehr nachdenken kann und den Rest vergesse. Alles andere verliert sich, leert sich. Der andere Schmerz kommt immer unvermittelt, heftig und allumfassend. Die Unverfügbarkeit herrscht auch über diese Momente. Und dann bin ich dankbar, alleine zu sein, weine mit dem Regen, schimpfe lauthals und bin vor allem wütend. Wütend auf mich, auf andere, auf Gott, weil er mir nicht zuhört. Schläge meine Wanderstöcke in den Boden bis ich Angst habe, dass sie brechen. Und doch, immer wieder bekommen meine Füße unverhofft ein Schub, werden geflutet, und für Momente gehe ich wie auf Wolken. Es scheint für Gott einfacher zu sein, den Schmerz meiner Füße zu lindern, als jenen, den ich in mir trage. Wo ist meine Unertüchlichkeitsgrenze? Aushalten. Sich zusammenreißen. Ich tue mich schwer damit, mir selbst einen Anspruch auf Überforderung zu gönnen.

Am Tag drei weiß ich sicher: Der Teufel fährt Taxi. Überall auf dem Weg finden sich Aufkleber, teilweise aufdringliche Plakate an Straßenschildern, auf Hauswänden, an Zäunen. Taxifahrer, die müden Beinen ihre Dienste anbieten. Der perfide Versuch, ermüdete Pilger zum Aufgeben zu verführen. Wie verlockend nach 20 Kilometern, wie oft mag er erfolgreich sein vor allem im Sommer, wenn die Hitze ihr übriges beisteuert? Ich bin zutiefst entschlossen, zu

widerstehen. Nach fünf Tagen dann die Niederlage. Ich muss eine Etappe mit dem Bus fahren, meine Füße können nicht mehr, die Knöchel geschwollen. Zwei Stunden tigere ich in der Herberge herum, bis ich mich durchringen kann. Es fühlt sich an wie Aufgeben. Obwohl ich mir selbst im Vorfeld die Bus-Absolution erteilt hatte. Ich hasse es, nur zwei Wochen Zeit zu haben und keinen Tag zu ausruhen. Beneide jene, die hier ohne Zeitlimit wandern. Ich habe einen Rückflug in zwei Wochen und muss rechtzeitig ankommen. Es hilft nichts. Und dann wird es zum Glückfall. Ich erkaufe mir damit Zeit und finde unverhofft meinen Schritt, höre auf, das Tempo der anderen zu laufen. Höre auf, Schritt zu halten, gehetzt zu sein. Mich selbst zu hetzen. Es gibt kein Soll zu erfüllen, keine Leistung zu vollbringen. Ich lerne, mir meine Pausen zu nehmen, innezuhalten. Und erschreke in der Frage: Wie vielen Menschen dränge ich mit meiner Energie eigentlich meinen Schritt auf, mein Tempo, meine Perspektive?

Was sind das nur für Pilgerstreber, die ohne Frühstück im Dunkeln morgens aufbrechen, so meine Gedanken in den ersten Tagen, angesichts jener, die bereits aus der Tür waren, als ich noch schlaftrunken meine Morgenfüße beweine. Doch seit Tag sechs gehöre ich selbst zu ihnen. Und verstehe. Den unbezahlbaren Moment, wenn du bei Sonnenaufgang bereits oben auf dem ersten

Es gibt kein Soll zu erfüllen, keine Leistung zu vollbringen. Ich lerne, mir meine Pausen zu nehmen.

Berg bist. Der Himmel pink und orange brennt, und über der Nebelsuppe im Tal strahlt. Ich stampfe im Stockdunkeln durch den Morgenfrost unheimlicher Wälder, die ich zu Hause nur unter Androhung von Gewalt alleine betreten hätte. Und ich habe keine Angst. Wovor auch? Wo, wenn nicht hier, ist mich in Gottes Hand? Ich wache in raschelnendem Herbstlaub. Läute eine Kirchenglocke, einfach nur weil die Kette draußen hängt und freue mich wie ein kleines Kind, das mich niemand erwischt. „You look so happy“, sagt der Koreaner-Gefährte zweimal, als wir bei der ersten offenen Bar in der Sonne sitzen und einen Cafe Americano trinken. Ja. Pure Freude über das Hier

und Jetzt. „Und hast du auch Gott getroffen?“, fragt mich ein Freund, als ich zurück bin. Ich habe Menschen getroffen. Wir waren Gefährten, alle auf demselben Weg, auch wenn man sich zeitweise aus den Augen verliert. Du musst hier keines Wortes erklären, ein unausgesprochenes, gegenseitiges Verstehen liegt über dem Weg. Es heißt, der Camino gibt dir, was du brauchst. „Die kleinen Camino Wunder“. Ja, ich habe sie gefunden. David, der Jesus-Verschnitt, ohne Socken in Sandalen holzhackend morgens im Nirgendwo. Seine Frühstücksbare wie eine Fata Morgana in der Wüste. Er will partout nicht einmal eine Spende annehmen. „This is all about giving.“

Oder Thomas der Kreuzritter, sein Bretterschlag mit Plastikfoliendach rettet uns den nassen Hintern, als der Wolkenbruch uns auf dem Berggipfel einholt. Wir kauern um den glimmenden Holzofen und teilen uns Espresso in Plastikbechern. Der schweigsame Franzose, der mir vormacht, wie man einen Geröllhang wie eine Bergziege hinunterrennt und damit locker einen Zweistundenabstieg auf den rutschigen Steinen auf 15 Minuten reduziert. Ich jogge samt Rucksack ins Tal. Vernunfts aus, Adrenalin Spiegel am Anschlag.

„Manchmal denke ich, ich sollte einfach weiterlaufen und nicht zurückkehren“, hat ein Freund in diesem Jahr schon zweimal zu mir gesagt. Ich hatte Tage auf dieser Wanderschaft, da verstand ich die Kraft dieses Gedankens. Weiter gehen und nicht zurückkehren. So wie Juan, der mir erzählt, er habe ein paar Tage seine Tochter vergessen. Marie, die 69-Jährige, die seit über sieben Jahren zu Fuß unterwegs ist. Das deutsche Paar, das von Belgien bis nach Spanien durchgelaufen ist. Huyin aus Taiwan, die bereits die Mongolei und den Balkan durchquert hat. Sven aus dem Schwarzwald, der den Camino in diesem Jahr schon zum zweiten Mal gegangen ist. Der schweigsame Franzose, der trotz Minusgraden lieber bei seinem Hund draußen schläft. Es hat etwas von Freiheit, aber auch von Davonlaufen. Jeder hat seine Gründe, zu gehen. Jeder Ballast im Rucksack. Vielleicht sind die steinigten Geröllhänge in Wahrheit die Schuttberge, die Millionen Pilger hier in den letzten Jahrhunderten mitgebracht und abgeladen haben.

Es regnet die letzten 20 Kilometer meines Marsches. Wie eine dunkle Wolke hängt mein Echtenleben als Bedrohung am Himmel, es wird mich einholen und verschlingen. Und dann stehe ich am Ziel auf dem verregneten Platz vor der Kathedrale von Santiago de Compostela und fühle mich das erste Mal abgrundtief einsam. Stromere allein durch die Stadt. Kämpfe erfolglos gegen die Tränen. Alles ist sinnfrei und leer. Was soll ich jetzt tun? Suche gegen Abend die Kirche für die Pilgermesse und entdecke meinen Franzosen in einem Hauseingang. Der Hund schläft, die Whiskeyflasche ist halb leer. Einen Moment sitzen wir beieinander im Regen. Komm mit in die Messe, sage ich, hol dir deinen Segen. Er wehrt ab. „Wohin wirst du jetzt gehen“, frage ich ihn zum Abschied. „Vielleicht weiter nach Fatima, oder nach Hause, ich weiß nicht.“ Ich bekomme ein erstes zaghaftes Lächeln von meinem Gefährten Frenchman. Treffe viele Andere in der Messe. Michael, den Park-Ranger, mit dem ich unterwegs ein Sixpack und eine Nacht zu zweit im Nirgendwo in einem 60-Betten-Saal geteilt hatte. Die Australier, die mir spontan um den Hals fallen: „God bless you“. Wir beirnen uns, lachen, singen lauthals, freuen uns gemeinsam über den Weg, den wir alle geschafft haben. Es ist befreiend. Ein guter Abschluss.

Es ist Sonntagabend am zweiten Advent. Ich liege im Dunkeln auf dem Rücken auf den kalten Steinen vor der Kathedrale. „You are kind of mad“, lacht Park-Ranger-Michael, bevor er sich denabenlegt und wir zusammen die beeindruckende Fassade rückwärts von unten anstarrten. Einfach weil es schön ist. Menschen laufen vorbei, niemand stört sich hier noch an irren Pilgern, die seltsame Dinge tun. Stromere danach wieder durch die Stadt, gehe nicht mit den anderen tanzen. Es ist gut so. „Aber bist du denn nun Gott begegnet auf deinem Weg“, die Frage des Freundes blieb unbeantwortet. Ich bin mir selbst begegnet. Das war schon aufwühlend genug.